

Auszug aus : SCHEIDEWEG

[...]

Caro war noch nicht zu Hause. Und Robert wunderte sich, weil sie doch nichts gesagt hatte. Weil sie freitags, vorausgesetzt, dass sie keinen Wochenenddienst hatte, nie länger als unbedingt nötig in der Redaktion blieb. Weil ihr das Wochenende, wie sie es etwas abgehoben ausdrückte, heilig sei.

Obwohl Robert sich fragte, wo Caro nun wohl noch sein könnte, empfand er es andererseits durchaus als angenehm, jetzt allein zu sein. Ganz ohne Beobachtung. Jetzt nicht reden zu müssen. Sich jetzt in seinen Lesesessel setzen zu können und ausführlicher, als er es morgens vermochte, die Zeitung zu lesen.

Erst als er Schritte im Flur hörte und auch mehrere Stimmen, unter anderem die von Caro, wachte Robert wieder auf. Ein Teil der Zeitung lag auseinandergeblättert auf seinen Knien; er selbst lag mehr im Sessel, als dass er saß. Er schaute auf seine Uhr: Es war kurz vor sechs.

“Hallo, Robert!“, rief Caro, indem sie, offensichtlich in bester Laune, das Wohnzimmer betrat, einen kurzen Blick auf den sich hochrappelnden Robert warf, sich wieder umwandte und beim Wiederhinausgehen hinzufügte, “habe noch ein paar Freunde mitgebracht.“

Caro kannte nur Freunde, wo andere wahrheitsgemäßer von Bekannten oder Kollegen oder ehemaligen Sonstwas reden würden. Diese Inflation der Bezeichnung *Freund* konnte Robert aufregen. Denn ein echter Freund musste in seinen Augen über ganz bestimmte Qualitäten verfügen. Ein echter Freund war das Ergebnis eines längeren doppelseitigen Bewährungsprozesses. Ein echter Freund war der eine Teil einer gleichberechtigten Zweisamkeit, in der Ichbezogenheit und Eigeninteresse einen Teil ihrer Macht verlo-

ren haben. Robert hatte geglaubt, dass er in seinen letzten Schuljahren einen echten Freund hatte. Doch nach dem Abitur hatten sich dann nicht nur ihre Wege getrennt, sondern auch die Beziehung wurde relativ schnell eine andere. Man verlor mehr und mehr das Interesse am anderen. Für Robert war das ein Beweis dafür, dass sie wohl auch vorher keine echten Freunde gewesen waren, obwohl sie sich das mehrfach gegenseitig versichert hatten.

Wieder ging die Tür auf. Ein recht breitschultriger schwarzhaariger Mann kam ins Zimmer, den Robert nicht kannte und der so tat, als wäre er nicht das erste Mal hier. Direkten Schrittes ging er zu Robert hin, der immer noch im Sessel saß, und streckte ihm seine Hand entgegen. Robert zögerte etwas, doch ihm blieb nichts anderes übrig, als sich zu erheben, dem Schwarzhaarigen seine Hand auszuliefern und sie sich kräftig schütteln zu lassen.

“Hallo! Du musst nichts sagen. Ich bin informiert: Du bist Robert. Und ich bin Kevin. Kevin Groß. Caro wird vielleicht schon mal von mir erzählt haben. Ich denke du hast nichts dagegen, dass wir noch hergekommen sind. Und noch ein wenig – wie soll ich sagen – na, ja – unserer guten Wochenendlaune nachgeben und auch dich, Robert, auch dich an ihr teilhaben lassen wollen.“

Gestelzter ging’s wohl nicht, dachte Robert, versuchte aber so zu tun, als hätte er nichts dagegen, ja, als könnte er sich jetzt doch eigentlich nichts Besseres wünschen. Doch sein Gesicht konnte nicht ganz verbergen, dass er nicht nur überrascht, sondern auch ein wenig angesäuert war. Ihm war nun wirklich nicht nach halbintellektuellem Palaver zumute, wobei die

anderen, wie er es schon einige Male erlebt hatte, sich meistens immer nur über die Zeitung und über die Redaktion ausließen. Und welche grandiosen Projekte in naher Zukunft anstünden. Und welche tollen Ideen man noch im Köcher hätte. Robert konnte dann immer nur dasitzen und zuhören. Das heißt, irgendwann tat er dann nur noch so, setzte seine Neutralmaske auf und begab sich auf eine innere Reise.

Während Kevin kurz umherspähte und dann auf der Couch Platz nahm, wohl um abzuwarten, wie es nun weitergehen würde, kamen noch zwei Personen ins Wohnzimmer: eine relativ große, etwa dreißigjährige Frau, sehr schlank, beinahe schon mager, und ein mittelgroßer junger Mann, der noch das glatte Gesicht eines Schülers hatte, obwohl er sicherlich auch schon ein Endzwanziger war. Sie stellten sich Robert als Lena und als Sebastian vor, standen danach aber für einige Sekunden etwas desorientiert da und wussten anscheinend nicht so recht, wie sie sich nun am besten verhalten sollten.

“Nehmt doch Platz!“, sagte Robert und zeigte auf die Couch und auf die zwei Sessel, die auf der anderen Seite des Couchtisches standen. “Ich denke auch Caro wird gleich da sein.“ Auch Robert setzte sich nun zu ihnen, in den einen noch freien Sessel, und es hatte den Anschein, dass nun erstmal ein unnatürliches Vor-sich-hin-Schweigen und ein angespanntes Aneinander-Vor-bei-Schauen beginnen würde. So als zwänge man sich, bloß nichts zu verraten. Oder vielleicht doch eher dazu, nun bloß den Einstieg nicht zu versauen. Gottseidank kam Kevin, der an dieser Art gedanklicher Selbstverunsicherung aber nicht zu kranken schien, dem zuvor.

“Schön habt Ihr’s hier, Robert! Wirklich toll! Na, Harvestehude eben! Aber wer Caro kennt, der – sollte eigentlich wissen, dass was anderes für sie wohl auch kaum in Betracht käme.“

Alle schauten wie auf Kommando Kevin an, alle mit der annähernd gleichen Frage auf dem Gesicht, was er damit denn nun konkret meine. Doch zur Beantwortung derselben kam es nicht, weil Lena nun, wo der Bann gebrochen war, sofort einhakte:

“Ja, muss ich auch sagen, Robert. Ich will zwar nicht gerade behaupten, dass ich die größte Expertin in Sachen Innenarchitektur und Deko bin, aber egal, eure Wohnung und vor allem die Einrichtung und alles hier, das macht schon was her. Könnte man reinweg ein wenig neidisch werden.“

Robert zog die Schultern hoch und machten mit den Händen eine Geste, als wollte er sagen: Nett von Euch! Aber bitte nun auch nicht übertreiben!

“Ach Leute! Es gibt, wie auch Ihr wisst, da noch ganz was anderes. Dagegen ist unsere Wohnung“ – er stockte, denn im gleichen Moment war ihm bewusst, dass die Formulierung ‘unsere Wohnung‘ eine Lüge war – “diese Wohnung hier fast noch Unterklasse.“

In diesem Moment betrat Caro das Zimmer. In der Hand ein Tablett mit zwei Flaschen Wein und vier Gläsern für Rotwein und vier für Weißwein.

“Wie ich sehe, habt Ihr Euch schon etabliert. Und den lieben Robert schon integriert.“ Sie stellte das Tablett auf den Couchtisch. “Hab einen sechs Jahre alten Bordeaux anzubieten und einen nicht ganz so alten Chablis. Wer von Euch will Rotwein?“ Nur Lena meldete sich. “Okay! Ich aber auch! Die ändern also Weißen! Nehmt Euch bitte ein entsprechendes

Glas. Und Robert schenkt ein!“

Wenn es für Frauen damals die Offizierslaufbahn gegeben hätte, hätte Caro dort gute Chancen gehabt. Das Befehlen lag ihr im Blut.

Es ist schon eigenartig. Wenn gewisse Leute ein Glas mit einem alkoholischen Getränk in die Hand bekommen und dann den ersten Schluck getan haben, löst sich in ihnen plötzlich eine Sperre und sie fangen an zu reden beziehungsweise sich an einem Gespräch aktiv zu beteiligen, selbst wenn sie unmittelbar zuvor noch den Eindruck erweckt haben, als hätten sie sich in einem Zustand der Leichenstarre befunden. So war es nun auch in dieser Runde. Und es dauerte nicht lange, da war das Redekarussell in vollem Gang. Ein Mensch im Zimmer nebenan hätte vermuten müssen, dass mindestens zehn sprachgewaltige Personen aufeinander losgelassen worden seien. Selbst Robert konnte sich beteiligen, weil, überraschenderweise, hauptsächlich über Dinge palavert wurde, über die er auch etwas wusste: RAF, Türken, Weltpolitik, Literatur, Sport. Es ging bis halb Drei in der Nacht. Acht Flaschen Wein mussten dran glauben. Besonders Kevin trank Wein wie Bier, ohne dass man ihm allerdings etwas anmerkte. Er schien Routine zu haben. Bei Sebastian war das anders. Er bekam zunehmend Formulierungsprobleme. Und Lena, die sich anfangs noch als vollemanzipierte Intellektuelle kapriziert hatte, vergaß mehr und mehr ihren inneren Auftrag und fing an, dummes Zeug zu reden, wobei sie immer häufiger, zum Teil völlig deplatziert, ein nerviges Kichern ausstieß. Kein Wunder, dass sich Robert auf einmal die Vorstellung aufdrängte, dass Notwehr angebracht sei. Das heißt, dass man Lena überwältigen,

ihr eine Mundbinde anlegen und sie in ein Nebenzimmer wegsperren sollte.

Als das Taxi da war und Kevin, Lena und Sebastian sich verabschiedeten, wobei man sich gegenseitig umherzte, als würde man gleich darauf ein Segelschiff besteigen, um nach Australien auszuwandern, gab es von allen Seiten den gleichen Tenor: Ein Abend dieser Art verlange nach Wiederholung. Nur Robert war sich nicht sicher, ob auch er das wirklich wollte. Denn beim nächsten Mal würde bestimmt dann zur Sprache kommen, was an diesem Abend zu Roberts Erleichterung unterblieben war. Dass nämlich diese Wohnung einzig und allein Caro gehöre. Weil sie, sicherlich in Absprache mit ihrem Vater, wie Robert überzeugt war, nun mal unbedingt darauf bestanden hätte. Was wiederum natürlich nur möglich gewesen war, weil ihr alter Herr in väterlicher Großmut die nötigen Mittel zur Verfügung gestellt hatte.

Robert hatte sich, wie schon erwähnt, anfänglich dagegen gewehrt. Wollte gleichberechtigter Partner sein. Und kein geduldeter Mitbewohner. Doch Caro war stur geblieben. Hatte sogar mit Trennung gedroht. Und da hatte Robert schließlich nachgegeben. Kapitulierte, wie er es im Geheimen manchmal nannte und sich dann auch vorwarf. Weil er glaubte, dass so etwas keine vernünftige Basis für eine gut funktionierende Beziehung sein könne. Und für eine Ehe noch viel weniger. Das hatte er Caro gegenüber auch zum Ausdruck gebracht. Aber das Wort Ehe erzeugte bei ihr schlagartig ein Unmuts Gesicht, begleitet von Gesten der Abwehr. Und das Wort Kinder wollte sie schon gar nicht hören. Das hatte Robert für den Moment schon stutzig und traurig gemacht. Aber dann

hatte er es bewusst beiseite gewischt und sich damit indirekt vorgeworfen, dass er bisweilen vielleicht dazu neige, einige Dinge in ein falsches Licht zu stellen.

[...]

Am Ende des dritten Tages fanden Robert und Johann Quartier in einem Dorf mit dem Namen Schmidtmühlen. Allerdings konnten sie in dem Gasthof des Ortes nur noch ein Doppelzimmer bekom-

men, was Robert eigentlich unter allen Umständen vermeiden wollte. Zusammen mit Johann in einem Zimmer, quasi in einem Ehebett, das ließ in ihm merkwürdige Vorstellungen hochkommen.

Hier, in diesem Gasthof, trafen sie auf eine andere Wandergruppe aus Mittelfranken, die allerdings eine andere Tour abwanderten. Schon nach kurzer Zeit, das heißt, nachdem man mit dem Abendessen fertig war, rückte man an einem Tisch zusammen, die zwei Norddeutschen und die vier Franken, redete über dies und das, unter anderem auch über regionale sprachliche und sonstige Besonderheiten und plötzlich hatte Eberhard, der eine von denen, eine Gitarre zur Hand und fing an, gängige Songs und Lieder zu spielen, die er zum Teil auch mit basstiefer Stimme textsicher begleitete. Es dauerte nicht lange, da herrschte eine recht ausgelassene Stimmung am Tisch, zumal die Refrains von fast allen mitgesungen werden konnten und keiner sich anscheinend für so unmusikalisch hielt, dass er sich lieber zurückhalten wollte.

Robert konnte auch ganz gut Gitarre spielen. Johann wusste das:

“Bring du doch auch mal einen, Robert!“

“Meinetwegen!“, sagte er. “Damit ihr vielleicht auch mal norddeutschem Folklore zu hören kriegt.“

“Ja, warum nicht!“, erwiderte Eberhard.

“Aber klar doch!“, sagten die anderen. “Wir Franken sind weltoffen! Schon immer gewesen. Leg los!“

Robert hatte ein gerade auch für solche Abende geeignetes Repertoire an Songs und Liedern, bei denen die anderen manchmal mitklatschen und meistens auch mitsingen konnten, selbst wenn die Texte auf Plattdeutsch waren: “Jo, sing man to, sing man to, vun

Herrn Pastor sien Ko-jo-jo! Sing man to, sing man to ...“ Und als Robert dann das Lied vom Kleinen Hamster brachte, der nach und nach alle seine vier Hamsterfrauen verliert und am Ende in seiner Not auf Handbetrieb angewiesen ist, da brachen fast alle Dämme. Und mit mehrfacher Wiederholung schmetterte man in den Raum: “Onanie–Onana–Ona-nia-nia-na–Onanie–Onana–Ona-nia-nia-na“.

Es wurde relativ spät und auch Robert und Johann tranken mehr, als sie es sonst wahrscheinlich getan hätten. Am Ende tauschte man Komplimente und Offerten aus:

“Und da sagen die immer, die Norddeutschen seien stur und verschlossen. Bin heute wirklich eines Besseren belehrt worden. Ihr beiden seid schon so zwei Granaten!“

“Es gibt überall solche und solche.“

“Aber klar doch! War wirklich ein lustiger Abend! Und wenn ihr mal, ob nun zufällig oder absichtlich, in die Nähe von Scheßlitz kommt, wie gesagt etwa zehn Kilometer östlich von Bamberg, dann müsst ihr mich besuchen! Versprochen?“

Robert und Johann nickten fast synchron.

“Aber umgekehrt natürlich auch“, sagte Robert. “Wenn ihr vielleicht mal zur Ostsee oder zur Nordsee hinwollt. Bremen liegt ja auf dem Weg dorthin. Wir haben genug Platz. Überhaupt kein Problem.“ Und dann wurden Adressen und Telefonnummern ausgetauscht, wurde sich auf die Schultern geklopft und sich noch mal gegenseitig versichert, welch tollen und lustigen Abend man miteinander verbracht habe.

Eigentlich hätten Robert und Johann nun sehr müde sein müssen: Sie waren etwa fünfundzwanzig Kilome-

ter gewandert und hatten sich darüber hinaus dann auch noch an diesem Abend ziemlich vorausgibt. Doch nun lagen beide in ihren Betten, fast wie ein in die Jahre gekommenes Ehepaar, und Robert konnte nicht einschlafen. Vielleicht auch deshalb nicht, weil Johann meinte, selbst zu dieser späten Stunde noch unbedingt ein zwei Seiten in seinem Krimi lesen zu müssen. Andernfalls, so beteuerte er, käme er einfach nicht in Schlaf. Robert starrte mit geöffneten Augen gegen die Decke. 'Onanie – Onana' ging es immer noch in seinem Kopf herum. Wenn seine Schüler wüssten, mit welchen Liedern sich ihr Lehrer in gewissen Situationen in Hochstimmung brachte. Johann, dem warf er vor, dass er ganz offensichtlich eine Fassade des Scheins konstruiert habe, um vor den anderen besser dazustehen, größer, erfolgreicher, beachtenswerter. Und er selbst? Hatte er nicht auch seine Position vor der Position? Arbeitete er zuweilen nicht auch mit den Mitteln des Scheins? Gab er sich nicht auch häufig ganz anders, als er war. Zum Beispiel auch dann, wenn er schwieg, obwohl er ganz anderer Meinung war. Schwieg, weil andere sonst womöglich aufmerken und ihn verwundert anstarren würden: 'Das hätten wir von dir, Robert, so aber nicht erwartet. Wir haben immer gedacht, dass gerade du ...' usw. usw. Im Unterricht, da sang er immer mal wieder das hohe Lied der Zivilcourage. Da erklärte er, dass sie, also Zivilcourage, schon damit begänne, seine eigene Meinung offensiv zu vertreten, gerade auch dann, wenn man nicht mit dem Beifall der Mehrheit rechnen könne. Und er selbst? War er nicht in gewisser Weise die personifizierte Inkonsequenz? Der schreiende Widerspruch? Aber Robert wusste auch,

dass er sich nicht ändern würde. Und auch nicht mehr konnte. Dass er mit diesem Widerspruch, mit diesen zwei Gesichtern, von denen die meisten das eine ja nie zu sehen bekamen, so gut es ging nun leben musste. Weiterleben musste.

In solche selbstkritischen Gedanken versunken, merkte Robert gar nicht, dass Johann schon einige Sekunden lang den Blick vom Buchtext weggenommen hatte und ihn ansah. Und offensichtlich darauf wartete, dass er es merken sollte. Dann merkte er es plötzlich doch und ruckartig schaute er nach links, wo Johann lag:

“Was ist? Warum schaust du mich so an? Erwartest du – einen Gute-Nacht-Kuss?“

“Arschloch! – Mir geht da gerade so einiges durch den Kopf. Nicht das erste Mal. Wie soll ich’s sagen, irgendwie hab ich in letzter Zeit immer mal wieder das unbestimmte Gefühl, dass – ja, dass etwas fehlt. Ich weiß nicht, wie’s bei dir ist. Dass man noch mal – na ja, was Besonderes machen müsste. So was wie eine ganz neue Herausforderung – ich weiß nicht, ob du mich verstehst.“

“Aber machen wir zur Zeit doch gerade“, erwiderte Robert, obwohl er wusste, dass Johann sicherlich an was anderes dachte.

“Komm, Robert, du weißt genau, was ich meine.“

“Nein! Weiß ich nicht!“

“Na ja, du kannst mir doch nicht weismachen wollen, dass du immer noch richtig zufrieden bist. Selbst wenn du, wie du behauptest, deinen Job immer noch gern machst. Dass du nicht hin und wieder auch mal die Vorstellung hast, dass – ja, das da was fehlt. Dass, wie es ein ehemaliger Kollege von mir nannte,

man noch mal vom Stapel laufen sollte.“

“Vom Stapel laufen?“, wiederholte Robert, wobei er die Wörter unnatürlich überakzentuierte. Und in ihm verstärkte sich sein Verdacht, dass Johanns Vergangenheit wohl tatsächlich in vielem alles andere als eine Erfolgsstory war. Und dass er auch jetzt wohl größere Probleme hatte, als man glauben mochte, wenn man ihn so verhaltenssicher agieren sah und so selbstbewusst reden hörte. An dem Verhalten von Su, seiner Freundin oder besser Lebensgefährtin, an ihrer nicht zu übersehenden Zurückhaltung und merkwürdigen Unfröhlichkeit war doch schon zu erkennen gewesen, dass da was nicht stimmte. Dass sie sich augenscheinlich nicht wohlfühlte und es ihr schwerfiel, Johanns Spiel mitzuspielen. Ein Spiel, das sie in Wahrheit zu nerven, ja, vielleicht sogar zu verabscheuen schien.

“Komm, Robert, stell dich nicht blöder als du bist. Du weißt doch genau, was ich meine!“

“Du solltest es mir wirklich etwas genauer erklären! Woran denkst du denn nun konkret?“

Das Gespräch stockte. Johann zögerte. Robert wartete; nicht er war am Zug. Nach einigen Sekunden setzte Johann erneut an, wobei er eigentlich nur wiederholte, was er gerade eben schon mal gefragt hatte:

“Sag mal, Robert, bist du denn eigentlich, von Schule jetzt vielleicht mal abgesehen, so richtig glücklich? Das kannst du mir doch nicht erzählen wollen.“

“Ich will niemandem etwas erzählen. Kein Mensch, Johann, ist fortwährend glücklich. So etwas gibt es gar nicht. Kann es gar nicht geben. Entscheidend ist doch, ob man weitgehend zufrieden ist. Wenn sich dann hin und wieder auch noch mal kurze Glücksmomente einstellen, wodurch nun auch immer – um

so besser.“

“Okay! Du hast sicherlich recht. Vielleicht ist Zufriedenheit das richtige Wort. Die Frage ist dann also, ob man im Großen und Ganzen zufrieden ist.“

“Ja bist du’s denn nicht? Anders gefragt, was fehlt dir denn? Hast ausgesorgt. Hast eine schöne Frau. Nun gut, keine Kinder. Aber die hast du ja, wie du gestern gesagt hast, auch nie gewollt. Also was fehlt dir?“ Wieder stockte das Gespräch. Robert wartete. Dann sagte Johann:

“Es ist schon verdammt spät. In meinem Kopf brummt ein Kreisel. Wir sollten jetzt doch besser zu schlafen versuchen. Vielleicht können wir ja morgen noch mal ...“

“Hast recht! Morgen ist auch noch ein Tag!“

Weder am nächsten noch am letzten Tag, wo sie mit dem Zug dann wieder nach Hause fuhren, kamen sie auf diese Sache noch mal wieder zu sprechen. Johann schien ganz bewusst an dieser Thematik nicht mehr rühren zu wollen. Und Robert hütete sich seinerseits, weil er befürchten musste, dass Johann ihm dann vielleicht mit Vorschlägen kommen würde, die kaum in seinem Sinne sein könnten. Stattdessen erinnerte man sich gegenseitig noch einmal an das ein oder andere, was ihnen auf dieser Wanderung besonders aufgefallen war. Was sie frohgestimmt und was sie verärgert hatte. Und am Ende bestätigte man sich ebenfalls gegenseitig, dass diese Wanderung eine gute Idee gewesen sei und nach Wiederholung verlange:

“Es gibt noch ein paar Regionen in Deutschland, denen es gut täte, wenn wir sie mit einem Besuch ehren würden“, ulkte Johann.

“Seh ich ganz ähnlich“, bejahte Robert. “Nordish by nature hat wieder Wert. Das ist uns nun ja mehrfach überzeugend bestätigt worden. Oder nicht?“

“Und ob! Man könnte sagen, wir haben Spuren hinterlassen.“